

dtv

Wenn nach wenigen Stunden ein Kind entsteht und aus einer Unbekannten die Frau des Lebens wird, dann krepelt das ein bislang eher beschauliches Singledasein gewaltig um. Stoff für so manche leidenschaftliche Auseinandersetzung bietet sich genug, etwa über eine Katze von zweifelhafter Hygiene und Intelligenz, dafür gibt es kaum Erwartungen, die enttäuscht werden könnten. Man lernt sich ja erst kennen.

Ein ebenso unterhaltsames wie lebensnahes Buch über das Vatersein im Allgemeinen und die sehr plötzliche Vaterrolle im Besonderen, über Höhen und Tiefen und das Glück, eine Familie zu sein.

Mittlerweile ist übrigens das zweite Kind da.

Marc Schürmann, geboren 1976, ist seit 2005 Redakteur der Zeitschrift ›Neon‹. Für seine Berichte und Reportagen wurde er vielfach ausgezeichnet. Er lebt mit seiner Familie in München.

Marc Schürmann

VON
NULL
AUF
PAPA

Deutscher Taschenbuch Verlag

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**

Originalausgabe

Januar 2010

© Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen
bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Katharina Geschwendtner

Satz: Stefan Krickl im Verlag

Gesetzt aus der Berling 10/13p

Druck und Bindung: Druckerei C.H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21192-5

*Für Jolyne, Niclas und Annika,
denen ich in dieser Reihenfolge begegnet bin –
in erstaunlich kurzen Abständen.
Ihr seid dieses Buch.*

Inhaltsverzeichnis

Am liebsten allein: die Jahre davor	9
Sofort schwanger: Liebe oder Leichtsinn?	17
Na dann los: Familiengründung im Zeitraffer	35
Da ist er auch schon: im Kreißsaal	57
Das geht nie gut: die Nachteile der schnellen Vaterschaft	71
Und es geht doch: die Vorteile der schnellen Vaterschaft	89
Zum Glück gezwungen? Was unsere Geschichte mit arrangierten Ehen zu tun hat	105
Nach einem Jahr: ein überraschend leichtes Leben	121
Und noch mal: Wir wachsen weiter	139
Vatersein im Fernsehen: der Sinn des Ganzen	147

Am liebsten allein: die Jahre davor



Bevor ich davon erzähle, wie meine Frau und ich uns auf einem Lidl-Parkplatz kennengelernt und ein paar Wochen später befremdet auf ein graumeliertes Ultraschallbild gestarrt haben, muss ich erklären, warum diese Lage für mich eine besonders drastische war, noch drastischer als sie von Natur aus wäre.

Es ist nämlich so, dass ich gerne Single war.

Ich war mit meinem Freund Tillmann in Asien im Urlaub, der unter anderem darin bestand, sich eine Woche lang regungslos am Strand aufzuhalten. Hätten Landschaftsarchitekten diesen Strand entworfen, würde man sagen: sauberer Job, handwerklich perfekt, aber gestalterisch völlig einfallslos. Vorn die Palmen, drunter heller Sand, dahinter die Wellen und am Horizont in blasser Unschärfe ein paar Gebirgsketten. Der Himmel in einer Farbe, vor die sich Volksmusikanten gern stellen. Für uns perfekt, denn vor so einer Kulisse müssen nicht einmal die Augen denken.

Eines Abends, die Sonne glitt hinter das Meer, fragte mich Tillmann: »Mal ehrlich, wenn ich eine schöne Frau wäre, fändest du es hier noch besser, oder?«

Reflexartig sagte ich Ja. Schien die naheliegende Antwort. Einen Sonnenuntergang betrachten heterosexuelle

Männer in der Regel am liebsten mit Frauen. Zudem konnte ich mit Tillmann keinen Sex haben.

Es stimmte trotzdem nicht. Sex gut und schön, aber ich wollte meine Ruhe, und die bekommt ein Mann nur mit einem Mann. Ich wollte mittags Bier trinken. Fleisch bestellen ohne vorwurfsvolle Blicke einer Vegetarierin. Schönen Frauen hinterhersehen. Mich nicht fragen, was sie gerade hat.

Das hört sich an, als sei ich frisch getrennt gewesen, als hätte ich mich soeben nach jahrelangem Kampf einer klammen Beziehung entwunden. In Wahrheit war meine letzte Freundin ewig her, und überhaupt hatte ich bis damals – und das blieb bis zur Begegnung mit Jolyne so – bloß drei Beziehungen gehabt. Sie dauerten fünf, fünf und drei Monate.

Aber ich bekam mit, wie einige Paare um mich herum lebten, wie sie sich verbogen, einander verbogen, wegen Nichtigkeiten bekriegten, bevormunden ließen und wie sie beschwichtigten, immer beschwichtigten, nein Schatz, so war das nicht gemeint, natürlich, ich bin gleich da, also Jungs, ich muss dann. Diese Paare kamen mir vor wie Menschen, die versuchen, sich mit einem nassen Handtuch abzutrocknen. Sie suchten in ihrer Beziehung das Glück, doch in Wahrheit bekämpften sie ihr Unglück mit Unglück.

Und die anderen Singles? Sechzehn Millionen von ihnen soll es in Deutschland geben, habe ich vor Kurzem gelesen. Das ist, wenn man die Kinder herausrechnet, jeder Vierte bis Fünfte. Andere Singles machten auf mich in der Regel den Eindruck, das Singlesein sei eine gefährliche Mangelerscheinung, ein Zustand, den es mit allen Mitteln zu beheben gilt.

Zugegeben: Auch ich hoffte vor jeder Party, auf die ich eingeladen war, auf die Begegnung mit dem Wunder. Auch ich schwärmte heimlich von Frauen, die ich kannte, und Frauen, die mich nicht kannten. Und auch ich streifte durch das Internet, das Medium der Zaghaften, in dem, wie ich weiter las, sieben der sechzehn Millionen deutschen Singles einen Partner suchen. Ich legte ein Profil in einer Singlebörse an, bekam aber, wohl weil ich in mein Profil kein Foto gestellt hatte, wenige Zuschriften, genau genommen eine, deren Absenderin mich bat, ihr ein Foto zuzuschicken, und die den Kontakt, nachdem ich das getan hatte, kommentarlos abbrach.

Amor war auf einem Auge blind, und egal wo er hinsah, ich stand immer auf der blinden Seite.

Sprach ich mit den Frischverliebten in meiner Umgebung, der dritten Spezies neben den Singles und den Langzeitpartnern, halfen die mir auch nicht weiter. Denn was sagen Frischverliebte auf die Frage, die für einen Single die alles entscheidende ist, nämlich wie es zu der Beziehung kam? Sie sagen:

»Ach, das hat sich so ergeben.«

Sie sagen das alle. Alle sagen sie das.

Es war frustrierend.

Trotzdem war ich gerne Single, weil ich mich gerne zurückzog, und wohin ich mich zurückzog, gab es dann nur noch mich. Dort fühlte ich mich wohl.

Ich befand mich am drittliebsten in der Gesellschaft von Männern. Am zweitliebsten in der Gesellschaft eines einzelnen Mannes. Und am liebsten nur in meiner eigenen.

Kurzum, das Basismodell »Beziehung« passte über-

haupt nicht zu mir. Von Familie völlig zu schweigen. Was die Sehnsucht danach ja nicht verringerte. Nach Vertrautheit und Haut und Sex. Aber es verringerte die Hartnäckigkeit erheblich, einmal angefangene Beziehungen durchzustehen. Wie gesagt: fünf, fünf und drei Monate.

Hinzu kam meine ausgeprägte Feigheit vor dem Augenblick. Tillmann und ich kamen an jenem Strand mal mit zwei Frauen ins Gespräch. Tillmann, damals wie heute in denselben festen Händen, dachte dabei wirklich nur ans Reden. Ich nicht.

Es waren Schweizerinnen. Die dünnere von ihnen fand ich unwiderstehlich. Ich hielt mich an die dickere und schielte nach der dünneren. Die Dickere beschrieb mir das Zimmer, in dem sie übernachtete.

Dann beschloss sie, es mir zu zeigen. Sie führte mich an der Strandbar vorbei, eine Treppe aus krummen steinernen Stufen hinauf und in eine kahle Kammer mit einem Bett in der Mitte, über das ein Moskitonetz gespannt war. Das Bett sah aus wie frisch bezogen. Ich nickte anerkennend und sagte so etwas wie »Hübsch hast du's hier«. Wir standen noch eine gefühlte Viertelstunde in der Tür, dann zog jemand tief die Luft ein, und der andere fragte: »Wollen wir dann mal wieder runter?«

Es war mir unmöglich, sie zu küssen. Nicht dass ich sie unappetitlich gefunden hätte. Bei der Dünneren wäre es mir erst recht unmöglich gewesen. Pure Feigheit. Nächstes Mal, sagt man sich dann, man geht die Szene ein paar Tage lang im Kopf durch und verhält sich dabei plötzlich im entscheidenden Moment ganz anders.

Nächstes Mal, du mich auch. Auf eine ähnliche Art belügen sich Leute, die sich von einem Umzug in

eine andere Zeitzone einen Umzug in ein anderes Leben erhoffen und dabei vergessen, dass sie auch in der australischen Wüste noch dieselbe Person sind wie in Offenbach. Nächstes Mal ist wie voriges Mal. Denn Dinge, die man in die Zukunft schiebt, werden nie Gegenwart, nur entgangene Vergangenheit.

Andererseits, wozu Gegenwart? Viele Beziehungen, die ich aus Beobachtung kannte, machten auf mich den Eindruck, dass man sie genauso gut lassen könnte. Und auch sollte. Ich konnte mir selbst glaubhaft versichern, dass ich diese Art von Beziehung, in der einer den andern bloß behindert, nicht wollte. Wozu mit einer fremden Schweizerin unters Moskitonetz kriechen, was soll das bringen?

Glauben Sie einem Gitarristen, wenn der sagt, eigentlich sei er ja die Drogen und Nächte leid und er sehne sich nach einer soliden Familie mit Doppelhaushälfte am Stadtrand? Ich meine, so etwas sagen Gitarristen, um noch mehr Groupies ins Hotelbett zu kriegen. Sie benutzen die Illusion, man könne sie erobern.

Ich bin kein Gitarrist. Nicht mal Schlagzeuger. Zwar habe ich in den paar Zeilen, die ich bisher geschrieben habe, immerhin dreimal das Wort »Sex« untergebracht. Das heißt aber nicht, dass ich dauernd welchen hatte. Ich hätte ja dürfen. Als Single. Ich hatte auch Gelegenheit. (Ich muss das schreiben. Den Mann möchte ich sehen, der von sich sagt, er habe selten Sex gehabt und zwar weil er ihn einfach nicht gekriegt hat.)

Aber ich habe ja schon erwähnt, wie feige ich war. Wenn man nicht gerade an eine Irre gerät, die einem noch auf der Tanzfläche die Hosenknöpfe ausrupft und ihre Zunge in die Speiseröhre stopft, muss man sich

zu irgendeinem Zeitpunkt mal vorwagen. Der Frau ein missverständliches Kompliment machen zum Beispiel. Und danach ein unmissverständliches. Man muss etwas tun oder sagen, womit man sich unter Umständen lächerlich macht.

Das habe ich nicht gewagt.

Außerdem war Sex für mich immer etwas, das sich in einem geschützten Bereich abspielen musste. Also in einer Beziehung. Ich verurteile niemanden, der Sex so auffasst wie andere einen Kinoabend. Ein One-Night-Stand, von dem beide wissen, dass es einer ist, hat keine moralische Eigenschaft.

Kurzum, ich war bestimmt kein Gitarrist. Aber ich war so frei wie einer. Ich konnte durchs Leben fahren, wie ich wollte, ohne zu fragen. Unabhängig davon, ob ich es auch wirklich tat. Freiheit haben heißt ja nicht Freiheit nehmen. Und doch ließ mich der Wunsch nicht los, die Endhaltestelle zu erreichen.

Als Jugendlicher standen für mich drei Dinge fest. Ich würde zur Bundeswehr gehen, CDU wählen und heiraten. Das Heiraten verstand sich inklusive Haus, Kinder und Hund. Wenn Heranwachsende heute so denken, ist das als Auflehnung gemeint, denn Doc Martins tragen und Punk hören, das machen schon ihre Eltern.

Ich trug Doc Martins, hörte Punk und wollte trotzdem zur Bundeswehr. Versteh einer die Jugend. Erst recht die eigene.

Zwei von drei Punkten dieser Liste habe ich nicht oder nur zu einem geringen Teil geschafft. Ich ging zum Zivildienst, und die CDU wählte ich nur einmal, bei der Bundestagswahl 1994. Man kann mir vorwerfen, dass ich Helmut Kohl meine Stimme gegeben habe. Ich kann

aber entgegen, dass ich sie Rudolf Scharping nicht gegeben habe. Touché, würde ich sagen.

Was den dritten Punkt betrifft, so habe ich den Anfang gemacht. Seit dem 4. Juli 2008, einem Tag, an dem 306 Millionen Amerikaner ihre Unabhängigkeit feiern, bin ich verheiratet. Das Thema Haus erledigt sich, wenn man bedenkt, dass wir in München leben, wo ein Quadratmeter Wohnfläche mehr kostet als alle Apollo-Missionen und Microsoft-Aktien zusammen. Zumindest innerhalb des Mittleren Rings.

Hund will ich keinen. Wir haben schon eine Katze mit zweifelhafter Hygiene und Intelligenz. Das muss reichen.

Und Kinder – ich hatte jahrelang daran geglaubt, mit dreißig Vater zu werden. Silvester 2005/2006 war ich 29 und deprimiert. Zu Silvester war ich immer deprimiert. Ich Single, die anderen Paare. Niemand stößt zuerst mit mir an. Niemand umarmt zuerst mich. Niemand nimmt sich fürs nächste Jahr zuerst irgendetwas vor, das mit mir zu tun hat.

Mein Freund Stephan redete mir an diesem Abend in die Seele. »Das geht schneller als du denkst«, sagte er, »schon morgen kannst du die Frau deines Lebens...«

Und so weiter.

Es war grundgut gemeint, aber als Langzeitsingle hörst du den Schneller-als-du-denkst-Song immer und immer wieder. Klar geht es schneller als du denkst.

Aber nicht bei dir.

Sofort schwanger: Liebe oder Leichtsinn?



allo, lieber Marc, ich fühle mich jetzt mal bemüßigt, dir endlich zu schreiben. Ich liebe deine Artikel!« Diese Mail traf am Mittwoch, dem 25. Januar 2006, um 6 Uhr 32 in meinem Postfach ein.

Leserbriefe war ich gewohnt. Sie wiesen mich regelmäßig darauf hin, dass es um die Ausbildungsstandards in Deutschland schlimm bestellt sein muss, wenn einer wie ich Redakteur werden kann. Oder dass Biokost etwas Tolles ist, und wenn ich etwas anderes geschrieben habe, dann nur, weil ich nicht recherchieren kann und/oder die Industrie mich geschmiert hat. Oder dass ›Neon‹ eigentlich eine gute Zeitschrift, aber aufgrund meines Artikels XY eine Kündigung des Abonnements natürlich unausweichlich ist. Ich habe mich oft gefragt, was Menschen dazu bringt, Leserbriefe zu schreiben. Ich möchte die Antwort nicht erfahren.

Im Fall dieses Leserbriefs standen die Dinge anders. Ich schrieb zurück: »Das freut mich aber sehr!«

»Will dich nicht von der Arbeit abhalten«, schob die Absenderin in ihrer zweiten Mail nach. Jolyne. Jolyne Klützmann aus Deggendorf. Auch sie sei Journalistin, und zwar beim Lokalradio. Und ob ich denn der Typ sei, der hin und wieder mal einen Kaffee trinke. Das war ich nicht. Ich trank so gut wie nie Kaffee.

Trotzdem behauptete ich, ja, der Typ sei ich.

Das hatte drei Gründe. Zum einen hatte Jolyne erwähnt, wie ihr Radiosender hieß; auf deren Internetseiten gab es eine Fotogalerie der Mitarbeiter. Jolynes Bilder sah ich mir alle paar Minuten an. Mittelgroß, leicht, jung und im Gesicht ein unverstelltes Lächeln, wie ich noch keines gesehen hatte; als würde jemand ein geläufiges Wort auf eine Art aussprechen, die nur ihm zu eigen ist.

Zum Zweiten hatte sie geschrieben, sie liebe meine Artikel. Viel mehr muss eine Frau nicht tun.

Zum Dritten war unser Flirt – spätestens seit der Frage nach dem Kaffee war es einer – von ihr ausgegangen. Sie gab mir das Gefühl, nur reagieren zu müssen und im Grunde nichts falsch machen zu können. Zunächst jedenfalls.

Wir verabredeten uns für den folgenden Mittwoch zur Mittagszeit. An diesem Tag fuhr sie wegen eines Konzerts sowieso nach München. Meinen Chefs teilte ich mit, ich träfe eine potenzielle Autorin. Das war kein Trick. Flirt hin oder her, ich war mir ziemlich sicher, dass sie eine Weile herumdrucksen und irgendwann die Frage herauspressen würde, ob sie wohl mal was für ›Neon‹ schreiben dürfe.

Ich begegnete ihr nicht als Marc. Ich begegnete ihr als ›Neon‹-Marc. Als Redakteur. Dadurch fühlte ich mich unverwundbar.

Vielleicht war es auch diese Rolle, die mir den Mut gab, zum Treffen eine Bommelmütze aufzusetzen. Bommelnd ging ich auf den Lidl-Parkplatz gegenüber von unserem Redaktionsgebäude. Nachdem sich unsere Blicke gefunden hatten, kam sie nicht auf mich zu. Sie

blieb an ihrem silbernen Peugeot 206 stehen und erwartete mich.

»Jolyne«, sagte sie zur Begrüßung.

»Ah«, sagte ich. »Dann weiß ich ja jetzt auch, wie man deinen Namen richtig ausspricht.« Dscho-lyhn.

»Wieso, wie soll man den denn sonst aussprechen?«

Schweigen.

»Na ja«, sagte ich.

Super Auftakt. Aber ich war »Neon«-Marc. Professionell und souverän.

Wir fuhren in ihrem Auto – zugegeben: ein ungewöhnlicher Vorgang für ein Erstgespräch mit einer potenziellen neuen Autorin – in das nahe gelegene »Café Voilà«. Auf dem Weg vom Auto zum Eingang sah ich sie erstmals gehen. Ich verliebte mich sofort in ihren Gang. Eine einzigartige Mischung aus Tanzen und Schlurfen. Federnd, aber gemächlich.

Im Café ergriff sie das Wort und ließ es nicht mehr los. Inzwischen weiß ich warum. Aufregung bekämpft sie, indem sie sie niederquasselt. Damals dachte ich bloß: Die redet aber viel.

Mir war das recht. Ich konnte ab und zu eine knappe Bemerkung einstreuen und insgesamt klug und gelassen wirken. Ich fühlte mich nicht, wie sonst oft bei Dates, als Bewerber in einem Vorstellungsgespräch, dem in erster Linie daran liegt, keine Fehler zu machen. Ich fühlte mich eher wie der Personalchef. Als ob ich überhaupt keine Fehler machen könnte und es nur um die Frage ginge, wie gut mir die Bewerberin gefällt. Das stimmte natürlich nicht. Ich hätte durchaus Dinge tun, sagen oder unterlassen können, die mich in Jolynes Augen ungenießbar gemacht hätten.

Aber das war mir für dieses eine Mal nicht bewusst. Also blieb ich locker.

Nach einer Stunde musste ich zurück an meinen Schreibtisch. Jolyne hatte mich nicht darauf angesprochen, für ›Neon‹ zu schreiben. Sie hatte, wie sie mir später erzählte, das Thema ›Neon‹ bewusst vermieden – sie fürchtete, sonst den Eindruck zu erwecken, hier horche ein Fan sein Idol aus.

Stattdessen erzählte sie von Deggendorf. Deggendorf sei, wie es klinge, und liege in Niederbayern. Ich erwähnte, dass ich mir gerade eine neue Saftpresse gekauft hatte. Ich lobte die Saftpresse. Plauderthemen. Wir sprachen sicher nicht darüber, Kinder zu machen. Trotzdem sollten wir das elf Tage später tun.

Ich muss zugeben: Die Zeit des sorglosen ersten Verliebtseins, die wolkigen ersten Monate, die vermisse ich. So sehr es uns zugute gekommen ist, dass alles so schnell ging – es ging einfach schnell.

»Fand ich sehr nett, dich kennenzulernen gestern«, schrieb mir Jolyne am Donnerstag. »Vielleicht können wir das ja wirklich mal wiederholen?«

»Ja, ich fand das auch sehr nett gestern«, antwortete ich.

Dann kamen wir auf das Thema Hochzeit.

Davon waren wir fasziniert und befremdet. Freunde heirateten. Freunde bekamen Kinder. Für uns war zu der Zeit beides unvorstellbar. Zwar kannte ich Kinder, und ich mochte sie. Die kleine Mia, den kleinen Moritz, beide Kinder von engen Freunden. Ich brachte den Kindern was mit, wenn ich jeweils die Eltern besuchte (und ich wollte so weit wie möglich die Eltern besuchen, nicht die Eltern mit Kind). Ich spielte auch mit den Kindern.